



BARBARA EDELMANN

MORDSKRACH

Allgäu Krimi

emons:

begehrliche Träume hineingeschummelt, wenn er mit seinem schwarzen BMW-Cabrio durch den Ort düste, um bei ausschließlich weiblichen Kunden Besuche zu machen. Sogar in zwei von Pfarrer Sommer abgenommenen Beichten war er wohlwollend erwähnt worden, denn Markus legte in seinem Beruf als Versicherungsvertreter außerordentliches Engagement an den Tag. Er verteilte Komplimente wie die Kölner im Karneval Kamelle und scheute nicht vor größerem Arbeitseinsatz zurück, wenn es galt, eine lukrative Police an die Frau zu bringen – notfalls auf dem Rücksitz seines Boliden, was ihm stets alles abverlangte, denn der Wagen war zwar schick, aber nicht geräumig genug für jemanden von seiner Statur, vor allem in der Horizontalen. Auf dem Faschingsball heute Abend witterte er eine gute Gelegenheit, Visitenkarten seiner Assekuranz in Handtaschen zu schmuggeln, denn er plante einen längeren Urlaub in der Karibik, bei dem er nicht jeden Cent umdrehen wollte.

Sein Begleiter Schucki Hermann, Mitte vierzig, war seit vielen Jahren bekennender Kampftrinker und stand mit der Realität auf Kriegsfuß, was man an seinem geistesabwesenden Gesichtsausdruck sehr gut erkennen konnte. Seit nunmehr einem Dreivierteljahr war er emotional vereinsamt, da hatte nämlich die unbarmherzige Kommissarin des K1 in Memmingen, Sissi Sommer, seinen besten und einzigen Freund Manni wegen Drogenhandels und einiger anderer unschöner Straftaten eingebuchtet, und Schucki konnte nun mit niemandem mehr bekifft am Illerufer sitzen und sich darüber austauschen, warum hier im Allgäu alle so scharf aufs Arbeiten und Geldverdienen waren.

In der Hoffnung, einen neuen Kumpel zu finden, der inmitten von Bierdünsten und Haschischwolken mit ihm in einer menschenleeren Ecke philosophierte, hatte er sich das Geld für die Eintrittskarte zum Faschingsball von seiner Mutter erbettelt und tatsächlich am Tresen Markus kennengelernt. Der wollte ihm umgehend zwischen zwei Schnäpsen und drei Bier eine Haftpflicht- und eine Unfallversicherung verkaufen, weil er davon überzeugt war, dieser Mann könnte es gebrauchen – selbstverständlich erst nach einer Bonitätsprüfung, denn Schucki sah heute nämlich wieder mal aus, als hätte man ihn soeben aus einer brasilianischen Favela importiert.

»Hey! Was soll des?« Empört rückte Markus zur Seite, um einen großen Clown vorbeizulassen, der durch die schwere hölzerne Tür des »Mohren« gestolpert kam und ihn rücksichtslos anrumpelte, um schlingernd im Dunkel der Nacht zu verschwinden. »Trampel, unhöflicher.«

Schucki betrachtete derweil fasziniert die jungen Frauen, die sich umkreisten wie zwei Kampfhähne in einem mexikanischen Hinterhof.

»Ich rei dir die Haar aus, du Besen!« Petra war fuchsteufelswild und machte einen Ausfallschritt auf Susi zu, wobei es abermals quietschte.

»Dich fürcht ich net! Wird schon einen Grund ham, dass du a Gummihose anhast«, konterte Susi und wich sicherheitshalber erst einmal zurück, denn Petra war einen Kopf größer als sie selbst.

»Wenn des net Vampirella und Frau Holle sind, fress ich an Besen!« Markus schlug sich

amüsiert auf die Schenkel, wobei ihm die Zigarette auf den durchnässten Treppenstein fiel und ausging. »Sakrament.«

»Du bist genauso blöd, wies d' ausschaust, Markus.« Petra zerrte an ihrem Gummiausschnitt, was wieder ein merkwürdiges Geräusch verursachte.

»Auf geht's, immer fest drauf«, feuerte Markus boshaft die beiden Mädchen an.

»Weißt was, Petra?«, schlug Susi nach kurzem Nachdenken vor. »Dass der dicke Spanner was zum Schauen hat, schlägern mir net, meinst net auch? Ich hab's net so gemeint. Des mit der Waschanlage. Lass uns reingehen. Die zwei Deppen da ham keine Ahnung, was ein gutes Kostüm ist. Mir sollten nicht so streiten. Ist doch nicht ewig Fasching. Hast gesehen, der Dennis ist heut da. Der spendiert uns was. Macht der doch immer.«

»Na, bitte, bleibts draußen«, kicherte Markus.

»Gerber, du Schmierkittel.« Petra warf ihm einen bösen Blick zu. »Meine Mama hat gesagt, mit so einem wie dir brauch ich net heimzukommen. Du willst den Leuten bloß was verkaufen. Komm, Susi, mir gehen.«

Damit hakte sie die mittlerweile vor Kälte bibbernde Susi unter, und beide drängten sich, verachtungsvoll die Köpfe erhoben, einträchtig an Markus und Schucki vorbei durch den schummrigen Gang in Richtung Saal, wo mittlerweile die dritte Polonaise des Abends stattfand.

Gleichzeitig wurde Markus nochmals angerempelt. Er drehte sich empört um. »Sapperment, die sagt net amal was, die haut einfach ab. Hey, du!«, brüllte er, doch die Frauengestalt entfernte sich hastig mit klappernden Absätzen in die gleiche Richtung wie zuvor der Clown. »Schucki, hast du des grad gesehen, die Katz?«, wandte er sich an seinen neu akquirierten Kunden, der weiter ungerührt den Baum vor dem Rathaus beobachtete. »Nettes Kätzli.«

»Was für a Katz?«, fragte Schucki in Zeitlupe. Es hörte sich an, als befände er sich unter Wasser.

»Da hinten lauft se.« Markus blinzelte in Richtung Bad Grönenbacher Straße, aber keine Silhouette war mehr zu erkennen. »Komm, geh mer ins Warme. Ich spendier dir einen. Hast du eigentlich amal an eine Berufsunfähigkeitsversicherung gedacht?«

Schucki nickte sehr, sehr langsam.

Drinnen im Ballsaal wurde gerade »Polonäse Blankenese« gespielt.

»Wieso tu ich mir das an heut?«, jammerte Markus, während er die Tür aufdrückte. Schucki taumelte hinter ihm her, als bestünde der Boden unter ihm aus flüssigem Blei. Drinnen empfing sie lautes Getöse. Dann tauchten beide in der Masse unter und stürzten sich ins Getümmel.

Irgendwann geht alles einmal zu Ende, und so schwankten im Morgengrauen die letzten Partygäste müde heimwärts.

Der Mond schien bleich über kahle Straßen, in denen ein eiskalter Wind wehte und daran erinnerte, dass Weihnachten nicht allzu lange her war und der Sommer noch eine Weile auf

sich warten lassen würde. Drinnen im »Mohren« stellte Ernestine erschöpft Stühle auf die Tische, besichtigte schauernd die Toiletten, wischte sich müde über die Stirn und suchte anschließend ihren Mann, der bereits vor Stunden in einer Ecke neben der Blaskapelle eingenickt war.

Dann – endlich – ging das Dorf schlafen.

Sonntagmorgen, Legau

An diesem Sonntag herrschte alles, aber kein Wohlfühlwetter in Legau. Auf den Straßen durchnässte das Konfetti vom gestrigen Faschingsumzug, und das gesamte Dorf wirkte nicht so aufgeräumt wie sonst. Aus einem bleigrauen Himmel regnete es Bindfäden, die taten, als wären sie Schnee, und ein frostiger Wind blies von Russland her, fuhr den Damen unter die wollenen Röcke und wehte den Männern die Hüte vom Kopf.

»Und was ihr dem geringsten meiner Brüder getan, das habt ihr *mir* getan!« Das »Mir« schwang bedeutungsvoll im Raum und hatte genau die richtige Klangfärbung zwischen »vorwurfsvoll« und »beleidigt«.

Pfarrer Sommer, ein gedrungener Mann um die sechzig mit schlohweißem Haar, einem kleinen Wohlstandsbauch und dem erstaunten Gesichtsausdruck eines Kindes, dem man gerade den Ball weggenommen hat, stand hoch aufgerichtet vor seinen Schäflein und hielt seiner Gemeinde die wöchentliche Standpauke. Dafür war er bekannt und berüchtigt, denn er hatte für sanfte Gleichnisse nichts übrig und war der Meinung, dass auf einen groben Klotz ein grober Keil gehörte, was eine prima Voraussetzung ist, um im Allgäu klarzukommen. Hier wird nicht viel drum herumgeredet. Lieber weniger, dafür deutlich.

Heute klang Sommers Predigt besonders scharf, denn er war für einen katholischen Geistlichen in der zweiten Lebenshälfte unangemessen aufgebracht.

Eine Katastrophe, dachte Sommer und wischte sich mit einem blütenweißen Taschentuch, das er aus den Falten seiner Soutane zog, die Stirn.

Zwar gab es keinen Grund, in Schweiß auszubrechen, denn wie jeder gute Demagoge hatte er seine Zuhörer in den Bann gezogen. Die waren viel zu eingeschüchtert, um auch nur ein Auge von dem beleibten Geistlichen zu lassen, der vor dem herrlichen Marienaltar ins Kirchenschiff wetterte.

Ungeheuerlicherweise hatte Mesmer Heinrich Lauterbach heute Morgen die kleine hölzerne Tür auf der Rückseite der Kirche aufgebrochen vorgefunden. Aufgeregt war er zum Pfarrer gerannt und hatte ihm diese Hiobsbotschaft mitgeteilt, wohl wissend, dass jede Art von Sachbeschädigung an dessen geliebter Kirche Maria Schnee – im Volksmund »Lehenbühlkirche« genannt –, einem barocken Kleinod aus dem Jahre 1715, für Pfarrer Sommer das Äquivalent einer schweren Körperverletzung darstellte.

Aber es schien nichts Wichtiges zu fehlen – fast alles war dort, wo es hingehörte. Die Heiligen blickten gütig auf Pfarrer Sommer herab, als er mit wehender Soutane die Kirche durchschritt und mit flinken Augen kontrollierte, was verschwunden sein könnte. Sogar das barocke Jesulein, das sich auf einem Bett aus verblichenen Stoffblumen rekelte und mit verschmitzten, ein wenig frivolen Augen den neugierigen Besucher durch Glas musterte, lag an Ort und Stelle. Der Weihwasserkessel schien nicht verunreinigt, an der Orgel fehlte nicht

eine einzige Pfeife, und bei allen Putten, die vorwitzig hinter den Ecken hervorlugten, befanden sich die Nasen an den richtigen Stellen. Allerdings war ein kleiner, vergoldeter Leuchter verschwunden.

Erschrocken hatte Sommer scharf die Luft eingesogen und beschlossen, die ungehörige Sachbeschädigung und den Diebstahl der Polizei zu melden, sobald er mit seinen Schäflein abgerechnet hatte. Darum verwarf er an diesem denkwürdigen Sonntag, der noch viel denkwürdiger werden sollte, alle Spickzettel und polterte aus dem Stegreif drauflos.

Dieses Gotteshaus war nämlich sein Privatheiligtum. Mehr als einmal hatte man ihn persönlich unter der Kanzel knien sehen, wo er leise vor sich hin murmelnd kleinere Schäden in dem marmorierten Holz auszubessern versuchte. Er liebte seine Heiligen, die flüsternde Kühle des Kirchenschiffs, den herrlich gefertigten Marienaltar aus dem Jahre 1520 und die milden Augen des heiligen Sebastian, der wohlwollend auf jeden hinablächelte, der sich in diese kühlen Hallen verirrte, was selten genug der Fall war.

Umso mehr ärgerte es Sommer, dass jemand sich erdreistet hatte, das altehrwürdige Holz der Tür zu beschädigen. Die Kirche war seine Privatbaustelle, sein Hobbyraum, sein Rückzugsort und sein Refugium.

Heute, an diesem kalten Sonntag im Februar, stand er also vor seinen eingeschüchterten Schäflein und verkündete energisch das Wort des Herrn, denn jeder, der zum Gottesdienst gekommen war, konnte einen Stiefel vertragen.

Die Bänke waren – wie jeden Sonntag – nicht so voll, wie sie sein sollten, obwohl schräg gegenüber von Maria Schnee der Pestfriedhof, umkränzt von Eichen und einer kleinen alten Mauer, von anderen Zeiten kündete, in denen der liebe Gott etwas gegolten hatte und für mehr zuständig gewesen war als die Letzte Ölung oder den Hochzeitssegnen.

Pfarrer Sommer schielte zu der herrlich verzierten, in Altrosa gehaltenen Kanzel hin, von der aus er zu gern einmal predigen würde, damit seine Worte den ungehörigen Schäflein in den Nacken und von dort direkt ins Herz fallen könnten, um sich da wie Pfeile festzubohren.

Heute hatte er das Gefühl, dass einige der Gottesdienstbesucher sogar schliefen. Bei Susi Bäcker wusste er das genau, denn obwohl sie sich in die hinterste Reihe gequetscht hatte, konnte er sie schnarchen hören.

Genau genommen war die dralle Susi nur hier, weil ihre Mutter sie mit ein paar Drohungen und einem in eiskaltem Brunnenwasser genässten Waschlappen zur Messe geprügelt hatte mit den Worten: »Wenn d' jetzt anfängst, die Kirch zu schwänzen, kannst gleich ausziehen, du gottloses Luder!«

So war die Frau Bäcker, und sie saß verärgert neben ihrer Tochter, deren Wangen noch von der Schminke des gestrigen Abends glitzerten. Die arme Susi, halb im Tran von den vielen »Gespritzten« vom Vortag, worunter man eine tödliche Mischung aus Cognac und Cola versteht, hatte es vor lauter Rausch nicht mehr geschafft, ihr komplettes Faschingskostüm mit dem Sonntagsgewand zu wechseln, weil sie kostümiert in ihr Bett